



Die amerikanische Filmerin Susan Mogul im Hotel Rothaus in Zürich.

CHRISTIAN BEUTLER / NZZ

Sich das eigene Leben erfilmen

Susan Mogul reflektiert und konstruiert in ihren Filmen ihre Autobiografie

Bettina Spoerri · Ein Schmunzeln liegt auf den Gesichtern der Zuschauer, als das Licht nach der Vorführung wieder angeht. Die Szenen, die entstehen, wenn sich die amerikanische Künstlerin Susan Mogul in ihrem Film «Driving Men» mittels der Männer in ihrem Leben darstellt, scheinen manche an ihre eigenen Verstrickungen mit Geliebten und Freunden, an Diskussionen mit Brüdern oder dem Vater zu erinnern. Warum warst du eigentlich nie verheiratet? Das ist eine der Fragen, mit denen Mogul immer wieder konfrontiert worden ist – und sie gibt sie den Männern, die nun vor ihrer Kamera über sie sprechen, zurück: Warum, meinst du, war ich nie verheiratet?

«Driving Men» – der volle Titel lautet «Susan Mogul's Driving Men», denn die Künstlerin betont stets die Subjektivität ihrer Protagonisten-Auswahl – ist eine humorvolle und hintergründige Erkundung, clownesk zuweilen, mit exhibitionistischen Zügen, provokant und ironisch, aber auch mit traurigen Momenten.

Die ZDOK-Tagung über neuere Formen des Dokumentarfilmschaffens an der ZHdK (5./6. Mai) unter dem Titel «Me, Myself and I. Wenn Dokumentarfilme zur Performance werden» war den Arbeiten von Susan Mogul und David Sieveking («David Wants to Fly») gewidmet. Mogul ist eine Pionierin dieser

künstlerischen Arbeitsweise. Die heute 62-jährige Filmemacherin zog in den siebziger Jahren von New York nach L. A., um Teil der feministischen Kunstbewegung dort zu werden. Ihre ersten Arbeiten, in denen sie sich als Performerin vor der Kamera ins Bild rückte – darunter ein umgekehrter Striptease («Dressing Up», 1973), der Zuschauererwartungen entlarvt –, wurden zuerst in Galerien gezeigt. Einmal erspähte sie in der Agenda ihres Zahnarztes den Namen «Dennis Hopper», was sie zum Anlass nahm, den Schauspieler mit einem filmischen Brief zu beehren: Mogul, Zähne putzend im Badezimmer. Hopper habe daraufhin nichts mehr von sich hören lassen, sagt sie belustigt.

Wer Bekanntheit mit der Künstlerin macht, kann sich eines Tages in der Rolle eines Reflexionsinstruments für ihre performativen Selbsterkundungen wiederfinden. «Ich arbeite mit Menschen, mit denen ich in einer persönlichen Beziehung stehe», betont Mogul. Interviewpartner aufgrund des Themas eines Projekts, wegen sachlicher Kompetenz auszuwählen, ist ihre Sache nicht. Dreh- und Angelpunkt ist immer sie selbst. Mit zunehmender Handlichkeit der (Video-)Kameras vergrösserte sich der Radius ihrer Selbstbefragungen. «Everyday Echo Street» (1993) ist ein filmisches Tagebuch, in dem man aber auch einiges über die Menschen in

Moguls Nachbarschaft erfährt. Und in «Driving Men» fährt sie mit den Männern ihres Lebens durch Manhattan, Long Island und Los Angeles.

In diesem Film, an dem Mogul mehr als fünf Jahre gearbeitet hat, kulminieren zentrale Motive aus ihrem Schaffen, das im doppelten Sinn ein «Lebens-Werk» ist. Selbstzitate und Footage-Material, Homemovies, Fotografien, Bildcollagen, wie sie Mogul früher viel herstellte, dazu die neuen Aufnahmen: Das alles verwebt sie zu einem assoziativen Teppich, mit dem sie ihre Autobiografie rekonstruiert und befragt.

Allerdings behält sie – anders als die in Reality-TV und You Tube so beicht- und entblössungsbedürftigen Selbstdarsteller – die Kontrolle über ihr Produkt. So lässt sie sich zwar durchaus von Zufällen leiten, aber im Schnittraum entscheidet sie, was schliesslich im Film zu sehen ist. Zudem haben ihre Interaktionspartner zuvor auf ihr Vetorecht verzichtet.

In ihren Filmen könne sie ihr Leben so erzählen, wie sie gerne gewollt hätte, dass es verlaufen wäre, sagt Susan Mogul einmal in «Driving Men». Wer wollte nicht seine Biografie zurechtschreiben? Bei ihr ist so eine Aussage aber nie einfach der letzte Grund. Das ist gerade das Anregende.